



Dezember 2016

# Museumsblätter

Mitteilungen des  
Museumsverbandes Brandenburg

## **NS im Museum – jenseits und dieseits der Wende**

Darstellung des NS in der Ära Honecker

Die große „Säuberung“. Was geschah 1989/90?

Darstellung des NS in der Gegenwart

# Inhalt

## NS im Museum – jenseits und dieseits der Wende Tagungsbericht

- |  |  |
|--|--|
| <p>6 <b>Grußworte</b><br/>Karin Melzer<br/>Ralf Possekel</p> <p>8 <b>NS-Geschichte im Museum</b><br/>Zur Darstellung der Zeit des Nationalsozialismus<br/>in ostdeutschen Stadt- und Regionalmuseen vor<br/>und nach 1989/90<br/>Susanne Köstering</p> <p><b>Darstellung des NS in der Ära Honecker</b></p> <p>12 <b>„Es darf sich nicht wiederholen!“</b><br/>Ausstellungen zur Zeit des Nationalsozialismus<br/>in Stadt- und Bezirksmuseen der DDR<br/>Christian Hirte</p> <p><b>Kommentar</b><br/>50 Jürgen Danyel</p> <p>53 <b>Diskussion</b></p> <p><b>Die große „Säuberung“. Was geschah 1989/90?</b></p> <p>56 <b>Anti-antifaschistischer Bildersturm?</b><br/>Wolf Karge</p> <p>64 <b>„Volksgemeinschaft vs. Klassenkampf“?</b><br/>Das Museum für die Geschichte der revolutionären<br/>Arbeiterbewegung in Halle<br/>Cornelia Zimmermann</p> <p>66 <b>Das Projekt „Traditionskabinett<br/>im Thälmann-Park“</b><br/>Ein Rückblick<br/>Annette Leo</p> <p>78 <b>Diskussion</b></p> | <p><b>Darstellung des NS in der Gegenwart</b></p> <p>82 <b>Wir brauchen Geschichte(n)!</b><br/>Präsentationsformen der NS-Geschichte<br/>in gegenwärtigen Dauerausstellungen<br/>Susanne Hagemann</p> <p>96 <b>Fürstenberg (Oder) 1933–1950</b><br/>Ausstellungsbereich in der permanenten Schau<br/>des Städtischen Museums Eisenhüttenstadt<br/>Axel Drieschner</p> <p>104 <b>Kommentar</b><br/>Irmgard Zündorf</p> <p>106 <b>Diskussion</b></p> <p><b>Konflikte, Probleme, Positionen heute</b></p> <p>110 <b>Impuls</b><br/>Irmtrud Wojak</p> <p>112 <b>Diskussion</b></p> <p>118 <b>Abschlussdiskussion</b></p> |
|--|--|

## Kommentar

Irmgard Zündorf

Um sich der Darstellung des Nationalsozialismus in Museen heute analytisch zu nähern, kann zunächst nach den Inhalten gefragt werden: Welche Themenschwerpunkte werden gewählt und in welchem Kontext wird die NS-Geschichte präsentiert? Wessen Geschichte wird erzählt, welche Akteure werden wie eingebunden? Dies führt zu Fragen nach den gewählten Strukturen, den ausgestellten Objekten, aber auch den erklärenden Texten. Auf all diese Punkte ist Susanne Hagemann in ihrem Vortrag in unterschiedlicher Intensität hinsichtlich der Museen in Luckenwalde, Fürstenwalde, Frankfurt/Oder und Potsdam eingegangen. Hinzu kam ein Einblick in die Ausstellung im Städtischen Museum Eisenhüttenstadt vom Kurator Axel Drieschner.

Die betrachteten Ausstellungen sind zwischen drei und 13 Jahren alt und fast alle, wie bei Stadtmuseen häufig der Fall, in historischen Gebäuden und nicht in Museumsfunktionsbauten untergebracht. Durch die Analyse wurde deutlich, dass diese Häuser eine ihrem Entstehungszeitraum entsprechende eigene Aura haben, die die Repräsentation der NS-Geschichte eher erschwert. Fast alle Museen haben in ihrer Dauerausstellung einen chronologischen Aufbau gewählt. Darin nimmt der Nationalsozialismus nur einen kleinen Teilabschnitt ein (durchschnittlich ca. fünf Prozent der gesamten Ausstellungsfläche), der kaum durch besondere Inszenierung hervortritt. Brüche oder Zäsuren werden nicht verdeutlicht. Das NS-Regime an sich wird zudem nicht erklärt, vielmehr wird entsprechendes Hintergrundwissen vorausgesetzt. Die Museen reihen ihre jeweilige Regionalgeschichte in die gesamtdeutsche NS-Geschichte ein und werfen vereinzelt Schlaglichter auf die lokalen Auswirkungen des Nationalsozialismus.

Immer wieder vorkommende Objekte, die auch als kanonische Objekte bezeichnet werden können, sind Bomben-Hülsen als Gewaltobjekte der Alliierten auf der einen und die „Volksgasmaske“ sowie die Luftschutzapotheke als Schutzobjekte der Deutschen auf der anderen Seite. Hinzu kommen Gemälde von Ruinen und geschmolzene Alltagsobjekte, die die Auswirkungen des Kriegs auf die Region thematisieren. Die Verfolgung der Juden wird vor allem anhand eines siebenarmigen Leuchters präsentiert, der sich fast in jeder Ausstellung findet. Zur Darstellung des NS-Regimes dienen HJ-

Uniformen, NS-Spielzeug, aber auch SA-Dolche sowie Orden und Abzeichen, schließlich der Volksempfänger und die Winterhilfswerk-Sammelbüchse. Das Ende des Krieges und die Notsituation danach werden mit sogenannten Notgegenständen (aus Militärobjekten umgeformte Nutzobjekte) präsentiert. Hinzu kommen in drei Orten Objekte aus den dortigen einstigen Zwangsarbeiterlagern, die jeweils eigens behandelt werden.

Die Objekte erzählen somit den Nationalsozialismus vor allem mit Perspektive auf die NS-Organisationen. Diese werden überwiegend von den für die Regionen scheinbar prägenderen Auswirkungen des Bombenkriegs überschattet, die direkt auf die Notsituation der Bevölkerung am Ende des Krieges verweisen. Die Auswirkungen des Nationalsozialismus in der Stadt und seine lokalen Akteure werden dagegen kaum thematisiert. Dies alles wird zudem überwiegend durch ein sachliches und nüchternes Ausstellungsdesign untermauert, das eine gewisse Distanz zur repräsentierten Geschichte ermöglicht. Die Themenschwerpunkte beziehen sich somit auf die NS-Organisationen, den Bombenkrieg und Luftschutz sowie (teilweise) die Zwangsarbeit.

Einen etwas anderen Zugang hat Luckenwalde gewählt, das die NS-Objekte unter verschiedene Alltagsobjekte eingruppiert. In großen Schauvitriolen werden jede Menge Objekte nebeneinander ausgestellt und erst auf den zweiten Blick wird zum Beispiel die Zuckerdose mit dem Hakenkreuz inmitten anderen Porzellangeschirrs erkennbar. Hier wird sehr schön deutlich, dass der Nationalsozialismus auch zur Alltagsgeschichte der Bevölkerung gehörte und sich nicht allein in den Organisationen abspielte. Diese Einsicht wird noch durch eine Fotowand untermauert, die Szenen aus der Stadtgeschichte der 1930er und 1940er Jahre zeigt, welche durch Unterschriften konterkariert werden, die sich auf die nicht gezeigte Geschichte beziehen – auf den Abtransport und den Tod verschiedener Mitbürger, die als Juden nicht mehr zur Ortsgemeinschaft gezählt wurden.

Interessanter Weise wählen die verschiedenen untersuchten Museen, obwohl dies von heutigen Ausstellungen immer stärker gefordert wird, kaum einen biografischen Zugang zur NS-Geschichte. Nur in Fürstenwalde

erzählen Personen aus ihrer Stadt. Gleichzeitig wird hier allerdings in den Texten vor allem eine passive Erzählform gewählt. Die Personen, die in den verschiedenen Ausstellungen vorkommen, sind vor allem Opfer: politisch oder „rassisch“ Verfolgte, Kriegerwitwen, umgekommene Soldaten, Opfer von Bombenangriffen, Flüchtlinge aus dem Osten und deutsche Kriegsgefangene. Die NS-Täter aus der Region werden kaum benannt. Es scheint, dass das bereits auf der Tagung „Entnazifizierte Zone?“<sup>1</sup> benannte Problem weiter vorherrscht, dass die lokale Zeitgeschichte nur begrenzt erzählt werden kann. Zum einen ist der Forschungsstand in den meisten Fällen nicht ausreichend, um über die Ebene des NS-Bürgermeisters hinaus gesicherte Informationen präsentieren zu können, zum anderen leben die Akteure bzw. deren Angehörige noch vor Ort, was eine umfassende Aufarbeitung ihrer Geschichte zu erschweren scheint.

Auf der Grundlage dieser Übersicht möchte ich einige Vorschläge zur Überarbeitung der Ausstellungen machen. Zunächst könnten die Akteure und die Alltagsgeschichte vor Ort gemeinsam durch Biografien von Personen aus dem Ort repräsentiert werden. Dabei sollte keine einfache Täter-Opfer-Dichotomie vorgenommen, sondern es sollten die „Mitläufer“ stärker in den Fokus genommen werden. Hier bieten sich Zeitzeugeninterviews über den Alltag in der Zeit zwischen 1933 und 1945 an. In diesem Zusammenhang sollte zudem nach persönlichen Dingen aus der erzählten Zeit gefragt werden. Allerdings muss in der Ausstellung auch darauf verwiesen werden, dass ein Teil der damaligen Bevölkerung nicht mehr befragt werden kann, weil er umgebracht bzw. vertrieben wurde, und dass ein anderer Teil nicht befragt wird, weil darunter die Täter waren, denen man hier keine Plattform bieten will.

Von den Objekten sollten nicht nur diejenigen gezeigt werden, die offenbar erwartet werden und die daher überall vorkommen. Personalisierte Objekte wären hier wünschenswert. Außerdem sollten sie in der Art ihrer Ausstellung zur Verwunderung anregen, die Besucher sollten über sie stolpern – auch wenn dies vielleicht nur über eine ungewöhnliche Inszenierung gelingt. Außerdem sollten die Texte aktiv formuliert und damit konkrete Akteure benannt werden.

Thematisch ist eine Verankerung der Darstellung im Alltag wünschenswert, um zu verdeutlichen, dass die NS-Geschichte nicht nur einen kleinen Kreis organisierter Personen betraf. Vielleicht müssen aber auch Lücken gelassen werden, die verdeutlichen, dass nach 1945 vieles vernichtet wurde, um den persönlichen Bezug zum Regime zu verschleiern. Gleichzeitig sollten die Geschichten der vorhandenen Objekte erzählt werden: Wer hat das NS-Spielzeug aufbewahrt und wie ist das Hakenkreuz-Schild ins Museum gelangt? Zudem bietet ein stadthistorisches Museum immer die Möglichkeit, den regionalen Bezug auch geografisch zu verdeutlichen und damit eine Brücke zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu schlagen. So kann anhand der Orte, die es auch heute noch gibt, Geschichte thematisiert werden: Es kann gezeigt werden, wo Menschen gewohnt haben, die während der NS-Zeit verschwunden sind, aber auch, wo die NSDAP-Ortsgruppe ihr Stammlokal hatte. Die Topografie der Stadt kann neu gelesen werden.

Eine immer wieder erhobene Forderung betrifft den Gegenwartsbezug in Museen. Der ließe sich vielleicht mit Blick auf die Ankunft der Vertriebenen aus dem Osten herstellen. Hier kann die Frage nach der damaligen „Willkommenskultur“ und den Problemen der Integration gestellt werden. Allerdings muss darauf geachtet werden, dass nicht einfach Parallelen gezogen werden, denn letztendlich lassen sich die Situationen nicht gleichsetzen. Aber es können Fragen aufgeworfen werden, die vielleicht auch erst einmal offen bleiben. Gleichzeitig sollte aber auch Stellung bezogen, sollten Verantwortlichkeiten benannt und Handlungsspielräume aufgezeigt werden. In dieser Weise könnte auch das stadthistorische Museum irritieren und orientieren.

<sup>1</sup> Museumsverband des Landes Brandenburg (Hg.): Entnazifizierte Zone? Zum Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus in ostdeutschen Stadt- und Regionalmuseen, Bielefeld 2015.

## Diskussion

### Diskussionsteilnehmer

Bettina Altendorf, Historikerin, Berlin; Dr. Leonie Beiersdorf, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; Margret Brademann, Brecht-Weigel-Haus Buckow; Edda Campen, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam; Gisela Freimark, DDR-Geschichtsmuseum Perleberg; Dr. Andrea Genest, Stiftung Berliner Mauer, Berlin; Björn Gripinski, freybeuter Groß Kreuz; Susanne Hagemann, Kulturwissenschaftlerin, Berlin; Dr. Anselm Hartinger, Geschichtsmuseen der Stadt Erfurt; Dr. Annette Leo, Historikerin und Publizistin, Berlin; Dr. Andreas Ludwig, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam; Dr. Kurt Schilde, Historiker, Potsdam; Dr. Irmgard Zündorf, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

### Moderation

Dr. Susanne Köstering, Museumsverband des Landes Brandenburg e. V.

**Köstering** Ich möchte in die Diskussion noch einen Aspekt einbringen, den wir in den Workshops besprochen haben: Wo bleibt eigentlich das Schockerlebnis des Jahres 1933? Ist es wichtig und notwendig, nach wie vor daraufhin zu weisen, dass ein Terrorregime eingesetzt hat? Wird diese Zäsur in den Ausstellungen deutlich? Oder ist das eine plakative Vorstellung? Ich finde es aber wichtig, das zu thematisieren. Denn es handelt sich nicht um einen normalen Zeitabschnitt in einer durchlaufenden Geschichte, sondern schon um einen Abschnitt, mit dem wir uns beständig auseinandersetzen müssen.

**Leo** Das Schockerlebnis vom 30. Januar, oder sagen wir mal dann vom 28. Februar 1933, das betraf ja eine Minderheit von Leuten. Nämlich die, die dann in ein erstes wildes KZ verschleppt und da gefoltert wurden. Die große Mehrheit der Leute, wenn sie nicht Nazis waren, haben gedacht: Das geht wieder vorbei. Oder: das wird jetzt vielleicht alles besser. Und so schlimm kann es ja gar nicht sein. Also wenn man vom Schockerlebnis ausgeht, geht man von einer ganz kleinen Minderheit aus. Das kann man ja machen. Das ist ja

auch in den DDR Museen immer gemacht worden, ohne dass die Perspektive als Minderheitenperspektive bezeichnet wurde. Aber die Mehrheit hat es doch anders gesehen. Es war doch ein allmähliches Hineinwachsen, Hineingleiten in ein Terrorregime, was am Ende mit dem Krieg dann auch sie selber betroffen hat. Und das zu zeigen finde ich viel sinnvoller, als von einem Schockerlebnis auszugehen.

**Genest** Das Schockerlebnis für den größten Teil der Bevölkerung waren die Bombennächte und dann 1945 das Ende und die Befreiung. Das ist vielleicht der Unterschied. Und das spricht einer Multiperspektivität das Wort.

**Ludwig** Ich würde das vielleicht auch noch ein kleines bisschen weiter treiben wollen. Wir haben ja Diskussionen gehabt, wie aus der Bevölkerung heraus Geschichte interpretiert wird. Das berühmte Projekt von Niethammer über das Ruhrgebiet zwischen den 20er und den 50er Jahren hieß „Gute Zeiten, Schlechte Zeiten“. Da gab es eben auch Kontinuität und Interpretationen, die mit Wohlergehen, mit ökonomischen Verbesserungen in den Familien, mit Modernisierungsdiskursen und so weiter zu tun hatten. Die kurze Phase des ökonomischen Booms, die Rüstungsproduktion, die extreme Modernisierung in der Gesellschaft: das trat in den meisten Ausstellungen so ein bisschen zurück. Ich wünschte mir eigentlich eine stärkere Kontextualisierung des NS, ihn in eine langfristige Entwicklung, Vorgeschichten und Folgen stärker einzubinden.

**Brademann** Um diese ganze Sache eindrucksvoll zu schildern, wäre vielleicht auch eine multimediale Präsentation von Zeitzeugenberichten günstig. Exponate sind ja nicht so viele da, wie wir brauchen würden, aus den genannten Gründen. Aber es gibt ja Leute, die berichten können. Und die können natürlich aus unterschiedlicher Perspektive berichten, so dass man dann tatsächlich auch zeitgeschichtlich rausfinden kann, warum es diese Zustimmung gab. Es gibt ja auch noch viele damals junge Leute, die zum Beispiel noch berichten könnten, warum denen das großen Spaß gemacht hat in den Jugendverbänden zu arbeiten. Und dann gibt es die entgegengesetzte Sichtweise von Leuten, die anders erzogen worden sind. Die darunter

gelitten haben, nicht in diesen Organisationen mitarbeiten zu dürfen, weil es ihnen von den Eltern oder von anderen Leuten verboten wurde. Und dann finde ich auch, dass emotional in den Ausstellungen zu wenig rüberkommt. Was hat das für ein Echo, zum Beispiel bei Intellektuellen und Künstlern gehabt in den betreffenden Orten? Wie haben die das verarbeitet? Sind die ins Exil gegangen? Gibt es Zeugnisse in der bildenden Kunst, in der Literatur? Ich glaube, es gibt schon sehr viele künstlerische Äußerungen, die man zeigen kann. Diese Leute haben gezeichnet, gemalt, aber auch geschrieben. Und ich finde wirklich, das authentische Material wäre doch ein guter Ausdruck. Besser als das, was wir jetzt aus unserer Sicht in diesen Texten beschreiben.

**Hartinger** Wir haben uns heute zum Teil in der Geschichtswissenschaft angewöhnt, nach Verbindungen vor 1933 bis nach 1933 zu suchen und dass dahinter dieses schockartige Terrormoment ein bisschen zurücktritt. Wie konnte das rote Erfurt braun werden, oder das rote Luckenwalde? In Erfurt wurde das Gewerkschaftshaus besetzt, die Leute wurden verhaftet. Also da ist schon ein Bruch. Müsste man verschiedene Blickwinkel nebeneinander ermöglichen? Vielleicht nicht reale Personen. Vielleicht muss man sogar Personas bilden, irgendwelche Typen, die in der Stadt leben. Und diese Geschichten dann gegeneinander führen. Da muss man dann aber auch eine Menge aushalten an Sichten. Das ist nicht ganz einfach.

**Altendorf** Ich habe überhaupt nichts dagegen, wenn man sagt: Okay, die große Geschichte, die erzählt uns z. B. das DHM. Aber wenn man schon sagt: Die Stadtgeschichte machen wir! – dann auch bitte schön wirklich die Geschichte in der Stadt, wie sie sich dort dargestellt und abgebildet hat und ablesen lässt. Und wenn man dann sagt: 1933 gab es vielleicht keinen wirklichen Bruch, dann sagt man das aber nur deswegen z. B. für Frankfurt, weil man schlicht vergessen hat, wie viele jüdische Vereine verboten worden sind. Dann ist es einfach schlecht recherchiert. Denn die Geschichte der Stadt ist eine andere. Und wenn man dann in einer anderen Ausstellung [Fürstenwalde, Anm. d. Red.] als Zitat schreibt: Der SA-Mann soundso sagt: „Im Umgang mit den Juden sind wir noch rückständig.“, und wenn das als alleiniges Zitat über die Entwicklung

der Zeit stehen bleibt, dann ist das einfach eine falsche Perspektive. Denn erstens: Wie ist der Umgang mit den Juden? Und zweitens: Einen SA-Mann oder ein NSDAP-Mann zu zitieren, kann ja wohl jetzt nicht allein darstellen wie es 1933 gewesen ist.

**Beiersdorf** Auch von mir ganz herzlichen Dank für diese höchst eindrucksvollen Beiträge, auch gestern schon. Ich möchte auf eine Parallelerzählung zu der Erzählung in den Dauerausstellungen verweisen. Es sind die Denkmäler im öffentlichen Raum, auch der angesprochenen Städte, die ja in gewisser Weise auch eine Form von Dauerausstellung darstellen. Es hat in den Jahren seit 1989/90 auch da erhebliche Entwicklungen gegeben. Zwei sind im Vergleich mit den Dauerausstellungen, glaube ich, wesentlich: Das Eine ist, dass die Erinnerung an den Nationalsozialismus bei den neueren Denkmalsetzungen den größten Raum einnimmt, dass vor allem neue Opfergruppen in den Blick genommen wurden, die in der DDR eher eine marginale Position hatten und dass auf diese Weise eine ganz starke Identifizierung mit den Opfern auch nach 1989, wenn auch auf breiterer Basis, geübt wurde. Und das zweite ist, dass wir aber im Moment in Deutschland, in Ost und West, einen Generationswechsel erleben von der Generation der Kinder der Täter und Opfer von einst, die die Ausstellungen prägen, hin zur Enkelgeneration. Und zumindest für die Denkmäler kann ich sagen, dass sich das eklatant niederschlägt. Nämlich, indem die Enkelgeneration sich nicht mehr eindeutig positioniert in Solidarität mit den Opfern, sondern dass sie die Tat zum Gegenstand erhebt, weil sie damit die Möglichkeit hat, sowohl den Täter als auch das Opfer gleichermaßen zu betrachten und zu fragen: Was sind das eigentlich für Mechanismen der Verfolgung gewesen? Und ich frage mich, ob in der Betextung der Dauerausstellungen, wie Sie sie uns heute gezeigt haben, Frau Hagemann, nicht auch solche Generationenaspekte berücksichtigt werden müssten. Wer spricht dort eigentlich und welche Art von politischer Haltung soll dahinter zum Ausdruck kommen?

**Schilde** Vielen Dank für die Ausführungen, insbesondere über das, was Sie über Luckenwalde gesagt haben. Ich bin freier Mitarbeiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und wir machen morgen einen

Betriebsausflug nach Luckenwalde. So kann ich Ihre Informationen gut als Vorbereitung benutzen. Was mir so ein bisschen gefehlt hat, das habe ich immer nur so zwischendurch rausgehört, ist der Einfluss von Politik und Öffentlichkeitsarbeit auf die Inhalte der Ausstellungen, auch auf die Öffentlichkeit. Zum Beispiel kann ich mir bei den gefallenen Luckenwalder Soldaten vorstellen, dass dort Rücksicht genommen wurde auf Befindlichkeit von jemandem in dem Ort oder auf die lokale Öffentlichkeit. Zweites Thema: Ich habe so ein bisschen den Eindruck bestätigt bekommen, dass der Forschungsstand, was Zeit- und Landesgeschichte in Brandenburg angeht, ich sage mal ins Unreine, ziemlich desolat ist. Also meine Frage: Was ist über den Forschungsstand in den einzelnen Museen bekannt? Inwiefern kann man das thematisieren? Und eine dritte Anmerkung: Ich habe ja auch schon ein paar Ausstellungen gemacht und habe in Museen gearbeitet. Und da war es immer ganz wichtig, dass wir Begleitveranstaltungen gemacht haben, mit Zeitzeugen zum Beispiel, mit Leuten, die bestimmte Themen referiert haben. Auch um jetzt noch mal neues Publikum in die Ausstellung zu holen. Ist etwas über solche Aktivitäten bekannt?

**Freimark** Ich sehe die Schwierigkeit, gerade durch unser DDR- Geschichtsmuseum, dass man ja ganz gut leben kann in einer Diktatur. Und auch die NS-Zeit ist ja nicht von Anfang an irgendwie schlimm gewesen. Man hat sich brav verhalten, man hat mitgemacht. Es war ja alles noch nicht so schlimm. Erst als der Krieg auf deutschen Boden zurückkam, da war vielleicht ein Schockerlebnis da. Aber vorher? Da sind eben ein paar Mitbürger mal weg gewesen. Man hat es hingenommen. Also da sehe ich einfach eine Schwierigkeit, das darzustellen.

**Gripinski** Wie schaffen wir es gestalterisch, auch Brüche in diesen Zeiten und den Ausstellungen zu formulieren und optisch darzustellen? Wir hatten das Glück, auch in Grafenwöhr ein Heimatmuseum einzurichten, ein Militärmuseum. Es gliedert sich in zwei Bereiche. In dem Militärbereich gibt es eine Ausstellung, die 20 Jahre alt ist. Darin gibt es den „steinigen Weg des Soldaten“. Und dieser Weg ist wirklich steinig: ein gepflasterter Weg. Und das ist die Frage: Will man das wirklich sehen in einem Museum? Wenn wir uns die Bilder vor Augen

führen: Wir werden immer unterkühlter in diesen Ausstellungen. Wir lassen die Objekte und die Exponate sprechen. Wir haben kein Sirenengeheul oder wir haben eben keinen steinigen Weg mehr. Und das ist vielleicht der Moment wo ich sage: Alles das drum herum, was das Museum ausmacht, ist wichtig. Denn Empathie glaube ich, lernt man nicht im Museum.

**Campen** Ich fand, dass gerade Eisenhüttenstadt ein sehr herausragendes Beispiel ist. Da war ja ein leuchtendes Blau, viele verschiedene graue Töne, helles Glas, Durchblicke. Das fand ich sehr wohltuend. Ein „braunes Narrativ“ fände ich falsch. Es waren ja nicht für alle braune Jahre“. Es gab genauso Geburtstag, Sonnenschein, blauen Himmel. Ich fände das zu stigmatisierend, das jetzt alles braun darzustellen. Das würde zu sehr eine Distanz aufbauen. Zur Empathie: Nach einer Schulzeit mit vielen NS-Bezügen in diversen Fächern, muss ich doch sagen, dass die lokalen Bezüge auch in meiner Erinnerung viel ausmachen. Also z.B. als 17, 18 Jährige zu erkennen, dass diese „Juden-Raus-Fotos“ die Straße zeigen, wo ich meine Jeans einkaufe, wo ich mein Eis gegessen habe. Oder zu sehen, wo die Lager waren, wie nah die zu meiner Heimatstadt waren. Also ich glaube, diese lokalen Bezüge, das ist etwas, was zumindest für Jugendliche sehr stark Empathie hervorrufen kann.

**Zündorf** Ich würde gern noch einmal etwas zum Schockerlebnis sagen: Das Schockerlebnis zeigt sich jedoch vor allem aus der Vogelperspektive. Wir wissen heute, dass 1933 ein extremer Einschnitt war. Was in den hier besprochenen Ausstellungen jedoch immer wieder deutlich wurde, ist die Innenansicht der Städte in den 1930er Jahre. In dieser Perspektive hat sich für die Mehrheit der Bevölkerung erst einmal nicht viel verändert. Damit stellt sich die Frage: Soll das so dargestellt werden – das 1933 für viele kein „Schockerlebnis“ war? Eine zweite Frage betrifft die Zeitzeugen, mit denen vor allem eine kritische Sicht auf den Nationalsozialismus thematisiert werden kann. Denn nur die wenigstens werden in ihren Berichten positiv oder begeistert von der NS-Zeit berichten – bzw. solchen Berichten sollten auch keine Plattform gegeben werden. Somit lassen sich die Zeitzeugen nicht für jedes Thema in der Ausstellung heranziehen. Eine dritte Frage betrifft die nach

der Inszenierung und den Emotionen. Soll mehr inszeniert werden oder weniger, mit mehr Distanz oder mit mehr Emotionen? Das Beispiel aus Fürstenberg zeigt zum Beispiel eine sehr nüchterne Präsentation.

**Hagemann** Und um da gleich anzuknüpfen: Ich hatte den Gedanken, in dieser ganz nüchternen Gestaltung Objekte zu finden. Das sind für mich als Ausstellungsbesucherin die Momente, die haften bleiben: wenn ich in so einer ganz nüchternen, klaren Ausstellungs-gestaltung Objekte finde, die so eine große Einzig-artigkeit haben, die eine einzigartige Geschichte haben. Natürlich sind das seltene Glücksfälle. Aber da braucht es dann auch keine emotionalisierende Präsentations-weise. Das passt wunderbar in einen ganz nüchternen gestalterischen Kontext. Und es wirkt. Mir war noch ein Punkt wichtig, auf den ich eingehen wollte, jenseits aller wertvollen Ergänzungen und Kommentare und zusätzlichen Fragestellungen, die jetzt gerade formuliert wurden. Eine Frage, die ich mir immer stelle: Wie ist das mit den Adressaten und zu welchem Ende wird denn letztendlich in so einem Stadtmuseum diese Geschichte, oder dieser Abschnitt der Geschichte überhaupt erzählt? Was sollen denn die Besucher an Erkenntnis mitnehmen? Und wenn sie ihr Geschichtswissen schon mitbringen müssen, um überhaupt etwas zu verstehen, dann finde ich das – das wurde auch schon gesagt – wahnsinnig voraussetzungsvoll. Auch wenn das Thema vielleicht viel stärker medial präsent ist als noch vor vielen Jahren, und man manche Elemente auch als Allgemeinwissen voraussetzen kann, finde ich es trotzdem nicht zielführend die Hürde so hoch zu legen. Ich finde, es fällt auch keinem Museum ein Zacken aus der Krone, wenn es einfach noch einmal grund-legende Dinge einfach erklärt und benennt und damit die Zugänge wirklich ermöglicht. Was ich auch noch wichtig finde, weil es oft in so einer Art Konkurrenz formuliert wird: Welche Perspektive darf denn gezeigt werden? Dürfen denn die Gefallenen und darf der Bombenkrieg thematisiert werden? Es geht doch hauptsächlich um die Opfer der Verfolgung, die Namen bekommen müssen. Nicht ohne Grund sind Widerständler und Verfolgte oft namentlich benannt und Täter nicht. Aber für die biografischen Erfahrungen der Bevölkerung sind eben Bombenkrieg, der Verlust von männlichen Angehörigen, die Evakuierung und so weiter, einfach

einschneidende Erlebnisse, die innerhalb der Familien tradiert werden. Und ich glaube es wäre wichtig, die Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft auf der einen Seite und die im Familiengedächtnis tradierten Inhalten nicht voneinander abzugrenzen und das Eine aus-zuklammern, sondern eben genau das in einer Ausstel-lung zu verklammern, dass sichtbar wird, wie alles miteinander zusammenhängt. Meiner Erfahrung nach ist der Bombenkrieg das Hauptthema in Stadtmuseen, weil natürlich auch die Zerstörung der Stadt so eine gro-ße Rolle spielt. Stadtgeschichte ist immer auch die Geschichte ihrer Bauwerke. Und ich würde nicht sagen, dass das Thema ausgeklammert werden soll, sondern dass man konstruktiv und offensiv damit umgehen muss. Man muss mit dieser schmerzhaften und dramati-schen Erfahrung umgehen.